

Siegfried Jacobsohn

von Arthur Eloesser

Weltbühne, XXII. Jahrgang 1926, 2. Band

Die ersten Freunde gewinnt man auf der Schulbank, im Hörsaal der Universität, häufiger noch bei fröhlichen Kneipabenden, und sie werden dann zu lieben Gewohnheiten, zu gemütlich ironischen Befriedigungen. Die Freunde meines reifern Alters habe ich mir sehr allmählich erworben, und so wird es sich zwischen Männern auch gehören, von denen jeder auf einer Leistung steht. Mein Verhältnis zu Siegfried Jacobsohn, das der Schätzung, des Vertrauens, der fröhlichen Anerkennung, hat sich aus Hemmungen und Vorbehalten gestaltet, die seine Tätigkeit und Tatfreudigkeit, die der ernste Sinn seines Lebenswerkes eins nach dem andern hinwegräumten bis zu dem festen, klaren Zustand gegenseitiger Billigung und einer auf alle Beziehungen des Lebens und Wirkens ausgebreitete Teilnahme. Der Kopf hatte das erste, das Herz hatte das letzte Wort. Und so war es gut.

Was uns im Anfang auseinander hielt, das waren die elf Jahre, die ich mehr hatte, als er, den wir Altern, den die noch Altera, wie Paul Schlenker, Otto Brahm, Fritz Mauthner, im Anfang gern den „kleinen Jacobsohn“ nannten. Um den frühem Typ etwa zu bezeichnen: wir waren, Theaterkritiken oder Theaterregenten, aus langwierigen Studien, aus wissenschaftlicher Tätigkeit, kurz, aus der Historie hervorgegangen, und wir sahen neben uns einen kecken jungen Menschen, der sich zu alledem keine Zeit gelassen hatte, der noch schreibend lernte und der für eine noch etwas laute Tätigkeit kein andres Diplom mitbrachte als eine fanatische Liebe zum Theater. Kein Zweifel, daß der neue Kollege oder Rivale sich schon als Schüler vorgenommen hatte, Theaterkritiker zu werden, was wir erst auf Umwegen, was ich selbst wenigstens fast unversehens und zu meiner Überraschung wurde. Über das Talent des jungen Mitstreiters waren wir einig: grade deshalb hätte er noch etwas warten sollen. Wir haben ihm damals unrecht getan; die Spannung rührte wohl besonders daher, daß er als ein jüngerer Sohn des vehement um sich greifenden, auch um sich schlagenden Weltstadtwesens ein schärferes Tempo anschlug, daß er schon mit einem Standpunkt einsetzte, den wir erst allmählich gefaßt hatten. Wir, die wir aus der Historie, aus Vergleich und Betrachtung stammten, wurden nach und nach aus wissenschaftlichen zu Leuten des Theaters. Er war es von vorn herein, ganz gegenwärtig, ganz fordernd, und das bißchen Wissenschaft, das dazu gehörte, hat er

sich auch bald angeschafft.

Jeder Jüngere begeht Achtungsverletzungen, die dem Ältern etwas weh tun, nicht so sehr, wenn er uns widerspricht, sondern vielmehr, wenn er frei und frech das heraussagt, was wir uns vielleicht schon selbst gesagt haben, aber noch gern ein wenig für uns behalten hätten. Der jüngste Kritiker Berlins trat gegen die Periode des Naturalismus, die uns hervorgebracht hatte, gegen ihren klassischen Pflegevater Otto Brahm und etwa auch gegen Gerhart Hauptmann mit einer Unabhängigkeit auf, die wir uns als tief Verpflichtete versagten; dafür hatte er wiederum die Freiheit, seinem Nachfolger und Widersacher Max Reinhardt aus vollem Herzen zuzujubeln und ihm als unbedingter Rufer im Streit voranzugehen. Aber der kecke, junge Kritiker wurde bald besonnen. Wenn man den einen Großen des Theaters nur noch im Schlafrock schleichen sah, so pries er bald den Harnisch, den seine Manneskraft einst getragen, und wie gern sein Enthusiasmus mit dem Andern ging: er hat nicht nur Fanfaren für ihn geblasen, er hat sich auch in liebender Sorge als treuer Warner und Mahner gegen ihn behauptet. – „Jacobsohn hat etwas von Otto Brahm“, sagte mir Reinhardt einmal in Salzburg. Diese Anerkennung wiegt umso schwerer, als sich das Otto Brahmsche in unserem gemeinsamen Freunde gelegentlich gegen ihn selbst, gegen den verführerischsten Theatermann unserer Zeit, gerichtet hat. Und hier können wir schon das entscheidende Wort sagen: Siegfried Jacobsohn hielt sich unabhängig, unabhängig auch gegen Neigung und Vorliebe, gegen den unerschöpflichen Enthusiasmus, der ihn immer wieder zum Theater und zu den Theaterleuten trieb.

Ich habe in meiner starren Jugend selbst zu den Kritikern gehört, die sich in ihrer Unzulänglichkeit und Unberührbarkeit nur zu erhalten glauben, wenn sie einsam wie der Scharfrichter leben. Die Bühne, auf der eine aus organischem, aus vergänglichem Stoff geschaffne Kreatur sich selbst zum Kunstwerk umschafft, erlaubt solche Beziehungslosigkeit nicht. Man muß den Schauspieler kennen, man muß ihn in seiner menschlichen, in seiner schöpferischen Gegebenheit, also schon in seinem Naturzustand lieb haben. Siegfried Jacobsohn kannte die Schauspieler, er hatte viele Freunde unter ihnen, er hat ihnen als Mensch viele Freundschaftsdienste geleistet, aber nie als Kritiker. Auch den Dichtern nicht und nicht den Direktoren. Trotz aller Vertrautheit und Vertraulichkeit mit ihnen, wenn er schrieb, wenn er urteilte, war er wieder allein mit dieser und in dieser echten Passion, die den gebornen Kritiker nun einmal unerbittlich macht.

Wer waren seine Lieblinge? Es waren Matkowsky, Sauer, Bassermann, Rittner, die Lehmann und die Höflich, es waren zumeist die schweren oder spröden

Persönlichkeiten, die die Gabe des Leids empfangen haben, die sich ihrer Empfindung mit Naturgewalt entladen. Talente, schrieb er einmal, können ersetzt werden, Naturen kehren niemals wieder. Zu Josef Kainz hat er sich spät gefunden, erschüttert von der Erlebnisgewalt, die sich in seinem späten Hamlet gesammelt hatte. Zu Elisabeth Bergner hat er sich gleich bekannt, überzeugt von einer Genialität, die nicht immer dumpf oder primitiv zu sein braucht. Manchmal, so schrieb er auch, käme es ihm vor, als ob nur unten im Parkett das nicht mehr Naturhafte, das Fertige, das Konventionelle versammelt sei; da oben aber auf der Bühne sei die Menschheit einfach, ursprünglich und die Menschenbrust noch unbedeckt. In dieser Anschauung oder Überzeugung trafen wir uns, daß der Menschendarsteller, wie ich gern sage, ein lebenswürdiger oder dämonischer Rückfall sei, ein älterer Zustand vor dem Sündenfall der Zivilisation. Daß der Menschendarsteller, unverbesserlicher Heide, noch aus der Zeit stamme, da die Sterblichen sich aus Überschwang verwandelten, sich im Rausche aller Sinne Göttern, Tieren, Bäumen gleich fühlen konnten. Dionysos war der Herr des Lebens und des Todes.

Der geborene Großstädter suchte ein Stück ehrwürdiger, anfänglicher Natur in der sogenannten Welt des Scheins; es war derselbe Mensch, den die salzige Welle, der scharfe Sturm, den der Sonnenblick aus Wolkenzug an unsrer Nordsee durch Jahrzehnte begeisterte. Der Mensch Jacobsohn, der Kritiker, dem in der Jugend noch etwas Überkritisches anhaftete, wurde immer wärmer, sinnlicher, kindlicher nach der ersten frühen Überreife, und so scheint es auch natürlich, daß er – wie so mancher aus unsrer Zeit – immer musikalischer und musikbedürftiger wurde. Die Fähigkeit, Musik zu genießen und zu ertragen, bedarf eines jenseitigen Sinnes; Musik schuf ihm das höchste Glücksgefühl, das einer kindlich heitern, zu keiner Rechenschaft verpflichteten Dankbarkeit, besonders, als die Enttäuschungen des Theaters in den letzten Jahren sich mehrten, sodaß er als Kritiker nur noch gelegentlich und mehr pflichtmäßig auftrat. Die letzte oder vorletzte expressionistische Entwicklung ließ ihn kalt, weil er an ihr keinen Naturehalt fand, und das heißt keinen Gehalt an Menschlichem. Dem Kampfesmut seiner Jugend genügte die Bühne.

Das Leben von Siegfried Jacobsohn ist sehr grade gegangen, es hat sich auch nicht umgebogen, als er seine Schaubühne zur Weltbühne machte, als er das Menschliche, das er dem Theater immer abverlangte, nun jenseits der Bretter suchte, prüfte, gestaltete. Aus dem Theaterkritiker wurde ein Kritiker des öffentlichen, des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, aus dem Schriftsteller ein Redakteur von

nicht mindrer Leidenschaftlichkeit. Was ihn entschied, was ihn wiederum streitbar, wirksam, gefürchtet machte, war die Empfindung, war das Grauen vor dem Kriege, vor der Selbstverstümmelung der Menschheit, war der Zorn gegen alle soziale Unterdrückung, gegen Rechtsbeugung und was es sonst an Erniedrigungen und Beleidigungen der Menschheit gibt. Im eigentlich Politischen, grade weil er es trotz seinem großen Verstande mit dem Herzen machte, bin ich mit dem Freunde nicht immer einverstanden gewesen, aber stets überzeugt von seiner Überzeugtheit, von seinem reinen Eifer, von seiner graden Gesinnung, die furchtlos wurde bis zur fröhlichen Leichtherzigkeit. Allein durch ihn ist die streitbare Weltbühne eine Macht im öffentlichen Leben geworden; er gab ihr seinen Charakter und vor allem sein außerordentliches Talent als Regisseur über allen verbündeten und zusammenwirkenden Kräften. Für diese im einzelnen zähe und geduldige, im ganzen so kühne und schwungvolle Arbeit, für diese unermüdliche Wachsamkeit des Tatgeistes sind wir Schreibende ihm tief verpflichtet; denn es hat in Deutschland wenig Journalisten gegeben, die ganz allein, ohne Halt an der Tagespresse, ohne Anlehnung an eine Partei, ohne irgendwelche wirtschaftliche Förderung allein den Geist zu einer Macht zu erheben wußten. Die im Kriege hart verfolgte, die im Frieden noch schwer bedrängte, Weltbühne hat viel fruchtbares Ärgernis erregt. Er hat immer die Sache gemeint und alles Persönliche je länger je mehr mit Schonung, sogar mit Milde behandelt. Zu einem guten Politiker gehört ein guter Hasser; sein Haß aber galt nur Zuständen und Gesinnungen.

Seine Liebe galt diesem kleinen wehrhaften Blatt und allen, die es förderten. Solchen Redakteur, ich spreche hier für alle Verbundnen, hat es noch keinen gegeben, von einer Uneitelkeit und Selbstlosigkeit, die nichts zur eignen Verklärung tat. Unser Freund freute sich wie ein Kind, wenn er einen schätzbaren Artikel bekam; er war unser enthusiastischer Leser, und er fühlte sich beschenkt, als ob ihm jedes der sorgfältig bedachten zweiundfunzig Hefte im Jahr eine Bescherung von Freundschaft einbrachte. Wenn ich mich frage, was in seinen letzten, schon sorglosem, aber noch arbeitsschweren Lebensjahren von seinen Talenten das beste war: es war das der Freude, sogar das seltenste der Mitfreude. Trotz aller Schärfe des Urteils, trotz mancher bitteren Erfahrung, trotz der Widerstandskraft auch der Abneigung, einen neidlosem, einen weniger eifersüchtigen Menschen habe ich nicht gekannt. Und auch keinen von so vertrauender Offenherzigkeit, von so unschuldiger Heiterkeit, wenn er sich hingeben durfte. Sein Lachen war berühmt, schallend, tosend, breit und hell, eine aufweckende, manche Trübsal zerstreuende Fanfare. So gab es auch keine Vorsicht gegen ihn, da er aus einem scharfen Intellektuellen zu einem Weisen geworden war, aus einem vorschnell entwickelten jungen Menschen zu

einem kindlich einfachen Manneswesen. In seiner Jugend hatte er ein ältliches, in seinen reiferen Jahren ein jugendliches Gesicht, verjüngt als etwas später Ehemann, als glücklicher Vater, der mit Kindern wundervoll umzugehen wußte und den auch alle Kinder liebten. Der Erfolg machte den Arbeitsamen, der keine müßige, vielleicht nicht einmal mehr eine einsame Stunde kannte, wohl sicherer, aber nicht bequemer. Man sagt, daß die Menschen erst sterben, wenn sie müssen, wenn sie nachgegeben oder insgeheim eingewilligt haben. Wir stehen hier vor einem besonders unerforschlichen Ratschluß. Unser Siegfried Jacobsohn hatte gar keinen Grund zu sterben; er ist uns, er ist seinem Lebenswerk geraubt worden.

„Mit tiefer Trauer lese ich von dem plötzlichen und unerwarteten Hinscheiden Siegfried Jacobsohns. Es ist bitter, daß dieser seltene Mensch in seinen besten Jahren aus einem überaus reichen und großen Wirkungskreis herausgerissen worden ist. Solche Vollmenschen, wie er einer war, gibt es nicht viele. Ich verdanke seiner Zeitschrift viel wertvolle Anregung und manche interessante Stunde.“

Max Hölz